

Appendix die nicht auffindbaren, daher also unsicheren Bronzen (Nrn. weiter fortlaufend bis 95), sodann in weiteren Appendices die fälschlich oder unsicher auf die Niederlande bezogenen, die nicht römischen und die gefälschten Figuren. Die einzelnen Katalogtexte sind aufgebaut wie im 1. Band (vgl. Trierer Zeitschr. 31, 1968, 269 f.). Leider sind oft die reichlich beigegebenen Abbildungen merklich schlechter als dort, manche sind wirklich unbefriedigend (Nr. 2, 8, 17, 20, 23, 32, 55, 72, 77).

Qualitativ herausragende Stücke sind Nr. 18 („Fortuna“), 26 (Isis), 30 (Jupiter), 52 (Merkur), 72 (Hund: Vertragus?). Man vermißt im Katalog, daß die zum Vergleich herangezogenen Parallelstücke nicht zitiert sind, zumal dann, wenn es um die Benennung der Figuren geht. Hier hätte man sich bisweilen mit einem non liquet begnügen sollen, wie bei Nr. 6, 8, 11—13, 17 (trägt die Göttin wirklich eine Mauerkrone?), 40. Nr. 4 scheint nach der alten Abbildung eher weiblich zu sein, Nr. 20 dürfte einen Römer darstellen, Nr. 61 ist sicher ein Nubierkopf. Bei den sicher von einer Hand stammenden Büsten Nr. 37 und 54 kann der Rezensent einen Zweifel an der Echtheit nicht ganz unterdrücken.

Man wird gespannt sein auf den abschließenden 3. Band mit der so besonders schwierigen Auswertung des vorgelegten Materials. Wolfgang Binsfeld

Cornelius Tacitus, Annalen. Erläutert und mit einer Einleitung versehen von *Erich Koestermann* (Wissenschaftliche Kommentare zu griechischen und lateinischen Schriftstellern). Band III, Buch 11—13, brosch. 42 DM, gebunden 48 DM, Band IV, Buch 14—16, brosch. 48 DM, geb. 56 DM. Carl Winter, Heidelberg 1967 und 1968.

Nun ist es Koestermann doch gelungen, die zweite Annalenhälfte seinen beiden ersten Kommentarbänden entsprechend zu bearbeiten, entgegen den eigenen Befürchtungen des Autors (Band II, S. 29), als er die gewaltige Aufgabe noch vor sich sah.

Was die äußere Anordnung anlangt, so verzichtet K. in dem hier vorliegenden 3. und 4. Kommentarband auf die bisherige Zweiteilung: oben Sach- und Inhaltserläuterungen, unten sprachlicher Kommentar.

Zu einzelnen Stellen in diesen beiden Kommentarbänden habe ich, ehe ich zu den allgemeinen Fragen übergehe, noch folgendes zu bemerken. So glaube ich nicht, daß sich Latiner und Etrusker unabhängig voneinander das Alphabet angeeignet haben (so III, S. 54). Die etruskischen Schriftzeichen stehen in vieler Hinsicht in der Mitte zwischen dem lateinischen und griechischen Alphabet, aber immerhin dem letzteren noch näher. Wenn die Etrusker das Alphabet nicht direkt von den Griechen übernommen haben sollten, scheint ihnen doch zum mindesten als einem sehr alten vorindogermanischen Volk die phönizische Schrift eher zugänglich geworden zu sein als ihren „jungen“ südlichen Nachbarn, den Römern, denen sie ihr Wissen doch wohl erst vermittelt haben. *flumen gignendo sale fecundum* zwischen den Chatten und Hermunduren ist die fränkische Saale, nicht die Werra (vgl. Jungandreas, Die Bedeutung der Ortsnamen

auf -ungen für die deutsche Altertumswissenschaft, in „Beiträge zur Deutschkunde“. Festschrift Theodor Siebs zum 60. Geburtstag. Emden 1922).

Koestermann hat sich um den Nachweis bemüht, daß Tacitus (Ann. XV, 44,2) wohl der „folgenschwerste Irrtum“ seines Geschichtswerkes überhaupt unterlaufen ist, insofern als er unter dem Einfluß eigener zeitgenössischer Erfahrungen den *Chrestiani* seiner Vorlage eine falsche Bedeutung beigelegt und sie den „Christen“ gleichgesetzt hat. Jedenfalls ist die Tatsache nicht zu übersehen, daß die angeblichen Christenverfolgungen, die in ursächlichem Zusammenhange mit dem großen Brande Roms stehen sollen, keinerlei Resonanz in der christlichen Literatur des 2. und 3. Jahrhunderts gefunden haben. Demgemäß erweist es sich, daß unter dem (Sueton Claud. 25, 4 namhaft gemachten) „Chrestus“ eine bestimmte, sonst wenig bekannte Persönlichkeit verstanden werden sollte, ein jüdischer Agitator, der durch sein aufrührerisches Treiben, bedingt durch die Einverleibung der Provinz Iudaea in die Provinz Syrien, die Ausweisung der Juden aus Rom durch den Kaiser im Jahre 49/50 herbeiführte. Der Schluß liegt nahe, daß seine Anhänger als *Chrestiani* bezeichnet wurden, womit sich der Kreis nach K. in einleuchtender Weise schließt (Band IV, S. 10). Man vergleiche hierzu Koestermann, Ein folgenschwerer Irrtum des Tacitus (Ann. 15, 44, 2 ff.)? (in „Historia“ 16, 1967, S. 456—469). *Christus*, an unbetonter Stelle eingefügt, mußte (nach K.) von Tacitus genannt werden, um die Abweichung der Namensform von der seiner Anhänger zu überbrücken. Ob der Kreuzestod Christi unter Pilatus schon im nicht erhaltenen Teil des 5. Annalenbuches erwähnt worden war, läßt sich nicht mehr klären.

Walther John (Göttingen) hat brieflich zu XV, 50, 4 einen Verbesserungsvorschlag, der als Emendation gelten kann. Koestermann schreibt in seinem 4. Band zu der Stelle *aut cum ardente domo per noctem huc illuc cursaret*, daß *ardente domo* höchst suspekt sei und daß die bisherigen Änderungsvorschläge in keiner Weise befriedigen könnten. Eine Beziehung zum Brande Roms herzustellen, dürfte mißlich sein. Es geht im vorliegenden Falle um einen Mordanschlag gegen Nero, wobei eine *occasio solitudinis* vorliegen müßte, wie etwa bei der Gelegenheit, wo der Princeps einsam — zweifellos, um keine Zeugen zu haben — durch die Stadt herumstreifte. John denkt an eine Besserung in *ardente abdomine* „in glühender Sinnenlust“, wobei nur das Fehlen von *abdomen* im Wortschatz des Tacitus stört, aber die Mentalität Neros glänzend getroffen ist.

K. folgert auf Grund seiner genauen Kenntnis der Arbeitstechnik des Historikers, daß Tacitus sich, wie auch sonst, nicht sklavisch an eine Quelle gehalten hat, sondern in der Auswertung seinen eigenen kritischen Verstand entscheiden läßt (K. III, S. 250). Wenn er infolgedessen die Akzente anders setzt als Dio, so beweist er gerade dadurch seine überlegene Beurteilung. Dio hat zwar die Memoiren unmittelbar eingesehen, während Tacitus diese nur durch eine Mittelquelle kannte. Bei Tacitus treten zu vorgefundenen Quellen eigene Erfahrungen und Mitteilungen von Augenzeugen. So stützte sich bei ihm das Bild, das er von Corbulo gewonnen hatte, nicht nur auf die Eindrücke, die er durch dessen Memoiren bekommen hatte. Die Erinnerung an den Feldherrn blieb lange lebendig, da viele der Offiziere Vespasians unter ihm gedient hatten.

Der Historiker konnte also auch auf mündliche Mitteilungen zurückgreifen. Die Veröffentlichung der *commentarii* Corbulos fällt zweifellos in die flavianische Ära. Sie werden von Tacitus zitiert, außerdem von Plinius, der sie gewiß in seinem eigenen Geschichtswerk ausgewertet hat (K. III, S. 250).

Aus der Annalenstelle XI, 11 *utrimque principis rationes praetermitto, satis narratas libris, quibus res imperatoris Domitiani composui* geht eindeutig hervor, daß die „Historien“ vor den „Annalen“ verfaßt worden sind, was sich freilich schon aus anderen Argumenten mit Notwendigkeit ergibt (K. III, S. 48).

In den letzten Annalenbüchern hat die Fähigkeit des Tacitus der logischen Zergliederung des Geschehens Einbuße erlitten, zum Beispiel im 15. Buch in den armenischen Händeln. Auch im 16. Buch ist es in der Hinsicht keineswegs zum besten bestellt. Am nächsten liegend ist die Vermutung, der Historiker sei in jenem Abschnitt seines Werkes nicht mehr über einen ersten Entwurf hinausgekommen (K. IV, S. 9/10). Nach dem Engländer Syme, auf den sich K. auch weiterhin stützt, kann gefolgert werden, daß Tacitus sein großes Geschichtswerk nicht mehr zum Abschluß gebracht, sondern darüber hinweggestorben ist. So bleibt die Frage offen, wann überhaupt diese Bücher aus seinem Nachlaß ediert worden sind. Es besteht immerhin die Möglichkeit, daß Kaiser Tacitus jene fragmentarischen Bücher aus dem Familienarchiv veröffentlicht hat. Eine solche Annahme würde immerhin verständlich machen, weshalb in der christlichen Literatur des 2. und 3. Jahrhunderts keine Spur des sogenannten „Christenkapitels“ aufzuweisen ist. Auch jene letzten Bücher sind, soweit sie der Historiker stilistisch glätten konnte, noch so großartig komponiert und so überwältigend im Ausdruck, daß sie stets von neuem Bewunderung auslösen (K. IV, S. 11).

Bei der allgemeinen Anlage des Geschichtswerkes fällt auf, daß der straffe Jahrbuchcharakter der ersten Annalenbücher bei den weniger bedeutenden Herrschern zugunsten geschlossener Einzelerzählungen aufgegeben worden ist. „Der Künstler Tacitus ist mit dem Historiker durchgegangen.“ Ein frappierendes Beispiel greift K. heraus. Übermut, Fall und Ende der Messalina sind in epischer Breite dargestellt. Die Erzählung ist faszinierend und gewiß ein Glanzstück der dramatischen Kunst des Tacitus (K. III, S. 19). Diese Kunst zeigt sich überhaupt deutlich bei der Charakterisierung der Persönlichkeiten des Kaiserhauses.

Über den beginnenden Irrsinn des Caligula kann kein Zweifel bestehen, meint Koestermann. Das Krankheitsbild weist einige interessante Züge auf: ständige Schlaflosigkeit, die ihn nur wenige Stunden zur Ruhe kommen ließ, in der er von Traumgesichtern geplagt wurde, mußte ihn immer mehr zermürben. Daß Tacitus den Caligula mit geringem Wohlwollen betrachtet, ist selbstverständlich, zumal da der Kaiser auch den Tod des Iulius Graecinus, des Vaters von Agricola, auf dem Gewissen hat (K. III, S. 10). Die verlorenen Bücher 7 und 8 werden auch auf die Herrschaft dieses Kaisers entfallen sein.

Auch die Schärfe des negativen Urteils über Claudius ist im Hinblick auf die wirklich positiven Leistungen dieses Herrschers aus persönlichen Erfahrungen des Historikers zu erklären, der engere Beziehungen zu dem Kreis um Thrasea Paetus hatte, dessen Schicksal ihn mit Groll gegen Claudius erfüllte.

Von den großen Damen, die unter Claudius und Nero einen so wesentlichen Einfluß auf die Geschichte Roms nahmen, charakterisiert Koestermann nach Tacitus vorzugsweise drei Frauen, die die Einbildungskraft des Lesers gefangen nehmen, mit wenigen Zügen: Messalina, Agrippina und Poppaea. Alle drei sind von Tacitus mit feinstem psychologischen Einfühlungsvermögen geschildert worden, so daß sie als unterschiedliche Individualitäten klar hervortreten. Die hemmungslose Triebhaftigkeit der Messalina war mit der unbezähmbaren Herrschsucht der Agrippina scharf kontrastiert worden. Neben diesen beiden tritt nun in Poppaea der intellektuelle Typ der raffinierten Frau, die kaltblütig und mit souveränem Geschick ihre Netze auswirft. — Die Persönlichkeit Neros kennzeichnet K. in seinem Band IV, S. 12/13 ausführlich, auf S. 14 die von Seneca.

Ausdruck und Stil sind bei T. fortlaufend starken Veränderungen unterworfen. Von Buch 13 an ist das deutlich zu spüren. Man denke an den in seiner Überspitzung schon fast zur Manie hinneigenden Stil der früheren Bücher, während man allerdings mit einer gewissen Übertreibung sagen könnte, daß sich Tacitus in den späteren Büchern wieder mehr Cicero genähert hat und sich dabei augenfällig von seinem großen Vorbild Sallust distanziert, dessen Einfluß auch in der Erzählung selbst zurücktritt (K. III, S. 20, IV, S. 11).

Interessant ist schließlich der Versuch Koestermanns (III, S. 16, 18), die Quellenfrage zu beleuchten. Da sind für ihn am übersichtlichsten die Verhältnisse im 13. Buch. Benutzt hat Tacitus hier Fabius Rusticus, Plinius und Cluvius Rufus, dazu die Memoirenliteratur, die Kommentare Corbulos. Hinzu kommen ferner wahrscheinlich Senatsakten — bei den Büchern 11 und 12 sind deutlich *acta senatus* ausgewertet — und die mündliche Unterrichtung.

Koestermann gibt sich fast an jeder Stelle des taciteischen Textes Rechenhaft darüber, inwieweit der Historiker alle obengenannten Quellen wortgetreu, gekürzt oder rhetorisch aufgewertet wiedergibt. Wo parallele Historiker (Sueton, Plinius) sich zu den Ereignissen geäußert haben, wägt K. die Aussagen ab, er vergleicht unentwegt, prüft und urteilt. Ein wahrhaft ideales Kommentarwerk kommt hier vor den Leser.

Man darf wohl ohne große Übertreibung sagen, daß in diesen vier Kommentarbänden ein großer Historiker einen kongenialen Interpreten gefunden hat. Koestermann ist in dieses monumentale Kommentarwerk hineingewachsen, meint jedoch bescheiden (IV, S. 7): „In der Tat hat mir die jahrelange Beschäftigung mit einem so erlesenen Geist wie Tacitus Befriedigung in einem Ausmaß gegeben, daß es mir über die mit der Ausarbeitung des Kommentars verbundene Mühsal hinweggeholfen hat. Und da das Verständnis für echte Werte der Literatur heute zunehmend im Schwinden begriffen ist, kann es nur als sinnvoll erscheinen, die Aufmerksamkeit mit dem gebotenen Nachdruck auf die großen Persönlichkeiten der Antike zu lenken, die über die Zeiten hinaus nichts von ihrer Lebendigkeit eingebüßt haben.“

So bleibt die Benutzung und Lektüre von Koestermanns Kommentaren vom ersten bis zum vierten Band für den Kenner ein Genuß, weil K. alle Geschehnisse und Berichte mit großer Anteilnahme und gleichzeitiger Kritik begleitet und dabei immer wieder eine vollendete Kenntnis der Materie und eine sprach-

liche Beschlagenheit zeigt, daß man sich angenehm seiner Führung überläßt und seine historischen und psychologischen Deutungen inmitten grammatischer Exkurse immer von neuem mit ungeteiltem Interesse verfolgt.

Wolfgang Jungandreas

Franz Anton Paßmann, Der Durchbruch durch die Völkerwanderung. I. Teil „Das Tor der Vorzeit öffnet sich“ mit Abbildungen. Hanstein Verlag, Bonn 1968. VII + 152 S.

Es ist eine immer wiederkehrende Erscheinung, daß gerade auf dem Gebiet der Sprach- und Namenkunde wissenschaftliche Laien neue Wege zu erschließen glauben, um zu sensationellen Ergebnissen zu gelangen, die der „Zunft der Linguisten“ „anscheinend“ entgangen sind. So führt denn auch eine gerade Linie von der „Uralindachronik“ des Herman Wirth zu dem vorliegenden sich öffnenden Tor der Vorzeit. Es ist keine erfreuliche Aufgabe, dem Verfasser dieses im übrigen vortrefflich ausgestatteten Büchleins, auf gutem Papier gedruckt, einem würdigen Geistlichen, sagen zu müssen, daß seine Arbeit verfehlt ist, die er zweifellos in gutem Glauben, jedoch ohne sprachwissenschaftliche Kenntnis unternommen hat. Aus seinen eigenen Worten möge sich der Leser ein Bild machen, um selbst zu einem Urteil zu gelangen: „Der Weg, der hier beschritten werden soll, unternimmt das Wagnis, sich nicht in stofflich oder methodisch streng abgegrenzten Gebieten zu bewegen. Das Wagnis muß aber eingegangen werden, denn wir werden niemanden finden, der gleichzeitig Religionskundler, Historiker, Sprachforscher (Keltologie und Germanistik vorrangig, und welche Sprachen noch, da man bis heute noch im Dunkel tappt, welche Sprache die Menschen der Steinzeit sprachen?).“ (S. 2) — „Auch wenn sich herausstellen sollte, daß die Hälfte der vorgelegten Namen falsch wäre — was wir nicht glauben! —, das Übrige reicht immer noch aus, die Kulturen der Früh- und Vorzeit ans Licht zu bringen und ihnen aus der Vergangenheit heraus den Platz einzuräumen, der ihnen gebührt.“ (S. 116). — „Allerdings verlangt diese Arbeit bei wissenschaftlicher Exaktheit und Nüchternheit gleichzeitig Einfühlungsvermögen und Intuition, da die ‚phantastische‘ Welt der Vorzeit, beruhend auf dem Untergrund mythisch-naturverbundener Vorstellungen, auch mit Phantasie wiederentdeckt sein will.“ (S. 117).

Der Verfasser geht meist von einem bestimmten modernen Örtlichkeitsnamen aus (*Kaan*, *Melessen*, *Soel-Berg*) und verbindet ihn mit einer „anklingenden“ lateinischen, griechischen oder keltischen Vokabel (*canis* Hund, *melissa* Biene, *solum* Boden), die wiederum bedeutungsmäßig in einem benachbarten Orts- oder Flurnamen auftaucht (*Hunds-Berg*, *Immekeppel*, *Bödefeld*). Daraus ergeben sich urtümliche örtliche Beziehungen zu einem ehemals dort herrschenden Stierkult (ein dreiehörnter Stier zierte den Bucheinband). Von einer Fortsetzung weiterer ähnlicher Veröffentlichungen, die der Verfasser (S. 3) andeutet, sei dringend abgeraten. Er würde sich im Gegenteil ein Verdienst erwerben, wenn er die ihm offenbar noch in Aussicht stehenden finanziellen Mittel einem bedürftigen Doktoranden für den Druck seiner Dissertation zur Verfügung stellen wollte!

Wolfgang Jungandreas